

MEDIZIN

Sandor sticht zu

Es geht mit rechten Dingen zu

In der Redaktion der Schweizer Zeitung „Die Nation“ wartete man auf Sandor, Reporter, Fotografen, Aerzte und andere Wißbegierige: Sandor hatte versprochen, eine Sondervorstellung zu geben.

Den Schweizern war das Auftreten des „unverletzlichen Holländers“ Mirin Dajo



Marcel Huber lächelte

Sandor sagte: Kein Blut wird fließen!

in Zürich noch in guter Erinnerung (siehe Der Spiegel Nr. 40, 1. Jg., u. Nr. 1, 2. Jg.). Mirin ließ sich im Beisein eines Aerztekollegiums durch den Leib und lebenswichtige Organe einen Degen stoßen, ohne irgendwelchen Schaden zu erleiden

Die Aerzte schütteln noch heute den Kopf über den „zweiten Messias“, wie sich Dajo selbst nennt. Fachkreise sprechen von Hypnose, Suggestionseinflüssen, Autosuggestion und derlei. Man stellte fest, daß der „unverletzliche Holländer“ stets einen Mann bei sich hatte, der mit dem Wesen der Hypnose vertraut ist.

Sandor, Suggestor und Psychopädagoge in Bern, meint dazu: „Bei Mirin Dajo geht alles mit rechten Dingen zu.“ In der Redaktion der „Nation“ wollte er den praktischen Beweis führen. Er brachte den stets freundlich lächelnden Marcel Huber mit, sein Medium.

Sandor setzte sich Marcel gegenüber, schaute ihm fest in die Augen und sagte, sein Arm werde vollkommen gefühllos sein. „Und wenn ich mit meinem Speer in Deinen Arm steche, lockern sich Deine Muskeln, und kein Tropfen Blut wird aus der Wunde quellen.“

Den amtlich Anwesenden stiegen Fahrstuhlgefühle von den Beinen in den Kopf, als Sandor ein 40 Zentimeter langes, nicht zu dünnes, spitzes Eisen in Marcells Arm stieß. Die Frauen hätte man draußen gelassen. Die Männer beobachteten nach der „Ich-muß-mich-jetzt-ganz-furchtbar-zusammennehmen-Methode“.

Das Eisen bohrte sich in Marcells Arm. Sandor mußte Kraft anwenden, bevor die

Spitze des Eisens durch den Arm stieß. Marcel fand es offenbar belustigend. Er schaute lächelnd auf seinen durchlöcher-ten Arm.

Das Eisen wurde herausgezogen, die Fachleute sahen sich Marcells Arm an. Außer stricknadeldicken Löchern auf beiden Seiten des Armes war nichts zu sehen, kein Blut, keine Wunde.

Sandor wollte seinem Medium noch den Körper durchstechen. Aber man erklärte erleichtert, weitere Experimente seien überflüssig. Man glaubte Sandor die Unverletzbarkeit eines guten Mediums.

Sandor hatte es früher nicht leicht, als er noch bürgerlich Noel Müller war. Er wurde in London geboren und kam früh ins Waisenhaus. In älteren Jahren packte er seine Sachen und zog nach Frankreich zu einem Bauern. Auf Empfehlung einer hohen militärischen Stelle wurde er Betreuer des Sohnes eines Herzogs.

Dieser Sohn hatte periodische Anfälle von Raserei. Er fiel seine Pfleger dann an, auch Sandor hatte oft Mühe, sich des Knaben zu erwehren.

Zwei Jahre schon war Sandor der Betreuer des Jungen, als der ihn wieder anfiel. Sandor packte ihn und legte ihn rücklings auf den Boden. In einer plötzlichen Eingebung sagte er: „Du bleibst liegen, kannst Dich nicht mehr bewegen. Du bist steif und starr.“ Der Junge blieb wirklich liegen und rührte sich nicht.

Jetzt kam Sandor zum erstenmal der Gedanke an suggestive Beeinflussung und daran, daß er ihrer fähig sei. Er versuchte es weiter: „Du schläfst jetzt ruhig und erwächst erst in zwei Stunden.“ Auch dieser Versuch glückte. Sandor behandelte seinen Patienten nur noch in dieser Form.

Heute ist der Berner Suggestor und Psychopädagoge Sandor ein bekannter Mann. Behörden und Private ziehen ihn in verschiedenen Fällen zu. Lätzhin wurde er von der Kriminalpolizei gerufen, als ein dunkler Mordfall aufzuklären war.

Sandor arbeitet mit Television, jener hellseherischen Art der Suggestion und Hypnose, bei der nicht der Suggestor, sondern das Medium der Hellseher ist. Es gelang Sandor nach kurzer Zeit, die Spur des Mörders zu entdecken.

RHETORIK

Reden ist Gold

Churchill ein großes Geschäft

In New York spricht man davon, Winston Churchill verhandle über den Plan einer Vortragsreise durch die USA. Natürlich spricht man in New York auch davon, welches Honorar ein Vortragsabend ihm einbringen würde. Vor dem Kriege schätzten die Agenten Churchill auf 4000 Dollar für den Abend ein. Wenn er heute einwilligt, herüber zu kommen, rangiert er in der 10 000-Dollar-Klasse.

Voriges Jahr zahlten 25 Millionen kulturbeflissene Amerikaner jeder Altersklasse insgesamt 20 Millionen Dollar Eintrittsgelder, um „berühmte Leute“ verschiedener Art und Größe auf eine Rednertribüne steigen zu sehen und sie etwa eine Stunde lang reden zu hören. Vorträge zu halten vor Frauenklubs, Geschäftsorganisationen, College-Gruppen oder sonstwelchen Vereinigungen ist ein großes Geschäft in Amerika und wird von Jahr zu Jahr größer.

Mehr als 100 Agenturen in den USA verdienen dickes Geld an der Vermittlung

von Rednern. Ein berühmter Forscher kann für einen Abendvortrag zu 25 Dollar, falls es eine kleine Berühmtheit ist, bis zu 10 000 Dollar, falls es jemand ist, der auf dem Gipfel der Berühmtheit steht, „geliefert“ werden. Ein Filmregisseur, der die Damen eines Klubs mit goldener Beredsamkeit bezaubern soll, ist, wenn er einen Namen wie etwa Orson Welles hat, für etwa 2000 Dollar zu haben. Und die Agentur bekommt bis zu 50 Prozent ab.

Frau Roosevelt bringt 1500 Dollar je Rede ein. Die Agenten werden manchmal durch diese freundliche Dame in Schrecken versetzt, da sie hier und da das Geschäft sabotiert (so nennen es die Agenten), indem sie umsonst spricht.

Die Schriftstellerin Pearl S. Buck, die Autorin der bekannten China-Bücher, ist bis zu 1000 Dollar je Vortrag wert, der militärische Kommentator George Fielding Elliot etwa 600 Dollar, der frühere Arbeitsminister Frances Perkins 450 Dollar.

Um ein Spitzenredner zu werden, braucht man zu allererst einen Namen. Forscher, Romanciers, Künstler und Künstlerinnen, kleine Fürstlichkeiten, Politiker, sie alle stehen in den Büchern der Agenturen. Man braucht sie sich nur auszusuchen.

Die meisten der Männer und Frauen, die Redner berufsmäßig „verkaufen“, wissen, wonach die Damen in Philadelphia oder die Geschäftsleute in Kalifornien auf dem Gebiet aktuellen Bildungsgutes verlangen. Sie wissen auch bis auf einen Cent genau, wieviel jeder Redner wert ist und taxieren ihren „Stall“ entspre-



Bester Frage- und Antwort-Mann sagen die Agenten von Churchill

chend ein. Sehr oft wissen sie von „ihren“ Rednern nicht mehr als dies.

Es ist den Agenten bekannt, daß nicht alle „großen Berühmtheiten“ notwendigerweise gute Redner sind. In ihren düsteren Momenten erzählen sie, was für ein Kreuz der verstorbene englische Schriftsteller H. G. Wells war. Wells war ein schlechter Redner mit einer knarrenden Stimme. Er bestand darauf, seine Vorträge zu lesen, und seine Zuhörer verließen in ganz Amerika den Saal. Aber nichtsdestoweniger bekam er allabendlich 3000 Dollar ausgezahlt.

Die Agenten könnten viele Geschichten erzählen. Von Romanschriftstellern und anderen Berühmtheiten, die es plötzlich mit der Angst bekamen und nicht erschienen. Von anderen, die sich vorgenommen hatten, sich einem Damenklub 'Aug' in Aug' zu stellen und sich vorher so gründlich mit Alkohol gestärkt hatten für diese strenge Prüfung, daß niemand ein Wort von dem, was sie sagten, verstehen konnte.

Die Vortragsagenten sind ungewöhnlich wendige Leute. Sie lassen sich von ihren Rednern bescheinigen, daß ausschließlich sie alles in die Hände nehmen. Dafür versichern sie, Engagements zu finden und alle Kosten für Reise und Reklame zu zahlen. Dafür erhalten sie 50 Prozent des Verdienstes.

Wer Glück hat, kann für 20, 30, 40 und mehr Vortragsabende in verschiedenen Städten abschließen, alles wird vertraglich festgelegt, und es ist unter Umständen ein Leben von bestürzender Vielfalt, das einen Redner auf einer USA-Vortragsreise erwartet.

Bereits bei der Ankunft in der Stadt des Vortrags lauern die Reporter auf den Redner des Abends, um ihn zu interviewen. Vertreter des Klubs, in dem er sprechen wird, führen ihn in ein recht besuchtes Restaurant, damit er in der Öffentlichkeit zu sehen ist.

Ist der Redner ein Schriftsteller, so muß er möglicherweise auch in der Buchabteilung eines Warenhauses erscheinen und Exemplare seines zuletzt erschienenen Buches mit Autogrammen versehen. Möglicherweise hat der Agent auch dafür gesorgt, daß der Redner noch zur Rundfunkstation der Stadt hetzen muß, um dort ein paar Worte ins Mikrophon zu sprechen. Oder er führt ihn auf eine Cocktail-Party, deren Besuch er aus Reklamegründen für nützlich hält.

Von solchen und ähnlichen Anstrengungen wie versteinert, findet sich der Redner abends vor einem Rednerpult sitzen, unter dem Präsidium eines Vorsitzenden, der wenig von ihm weiß und sich noch weniger um ihn kümmert. Ein Meer von Gesichtern, Leute, die etwas für ihr Geld haben wollen, starren ihn abschätzend an und fragen sich, ob es nicht besser gewesen wäre, zu Haus zu bleiben. Dann ist es so weit. Der Redner steht auf und gibt seine Rede zum besten.

Anschließend kommt die Diskussion. Nach Auskunft der Vortragsagenten ist Churchill der beste Frage- und Antwort-Mann des ganzen Geschäftes. An zweiter Stelle, dicht dahinter folgt Frau Roosevelt. Ihr macht es nichts aus, jemand, wenn nötig, auf die Hühneraugen zu treten.

Wenn alles vorbei ist, holt der Agent vom Kassenwart den Scheck, erinnert seinen Redner daran, daß er morgen 1000 Kilometer entfernt einen weiteren Vortrag zu halten hat, und daß das Flugzeug um Mitternacht startet.

So geht das weiter, tagaus, tagein, Woche für Woche, bis die Vortragsverpflichtungen erfüllt sind. Es ist eine ermüdende Angelegenheit. Nach jedem Vortrag schickt der Vertrauensmann seiner Agentur einen Bericht, und der Wert des Redners in der nächsten Saison hängt davon ab, ob er gut oder schlecht war und den richtigen Leuten zugelächelt hat.

Wer eine „Größe“ ist, sich nichts daraus macht, mit der Verdauung in Unordnung zu geraten und leutselig auf Frühstücksgesellschaften zu lächeln, wer in Zügen und Flugzeugen wie ein Säugling schlafen kann, der kann in drei Monaten so viel verdienen, um für den Rest des Jahres Ueberfluß zu haben. Tausende tun es, und weitere Tausende wären glücklich, wenn sie es tun könnten.

MALEREI

Kunst vom Feierabend

Das zweite Ich an der Wand

Arbeiter, Lehrer, Hausfrauen, Matrosen, auch ein Konditormeister sind mit ihrem „zweiten Ich“ in die heiligen Hamburger Kunsthallen-Räume eingezogen. „Laienmalerei von 1800 bis zur Gegenwart“ heißt eine der amüsantesten Ausstellungen, die man seit langem in der Kunsthalle gesehen hat.

„Es war wie ein Abenteuer“, sagt Dr. Pée vom Hamburger Kunstverein. Das Abenteuer ist gut ausgefallen. Die Ausstellung ist Tagesgespräch. Es scheint in Hamburg sehr viele verdrängte Künstlerseelen zu geben.



Aus dem Büro des Konditors: Südsee-Phantasie von Adolf Przbill

Am originellsten sind die Bilder von Carl Theegen. Der 60jährige lebt in einem Hamburger Vorort als Hilfsarbeiter und Gärtner. Er hat eine Vergangenheit, die genau so bunt ist wie seine Bilder. Er war Tellerwäscher, Clown im Zirkus Belli und Tierwärter bei Hagenbeck.

Mit 55 Jahren fing er plötzlich zu malen an. Er kannte seine zirzensischen Impressionen, unterbaut von handfesten Indianer-Schmökern, zunächst auf die Rückwand von Tapeten. Eines Tages beobachtete er, wie der Hamburger Baurat und Maler Maetzel in seinem Garten ein Pferd auf die Leinwand brachte. Er tippte dem „Kollegen“ auf die Schulter: „Das kann ich viel besser!“ Maetzel ließ ihm das Vergnügen, und so wurde dieses von keinem „Ismus“ getrübte Original entdeckt.

Theegen weiß, was er seiner Originalität schuldig ist und verschleucht jeden Besucher mit der Frage: „Haben Sie Schnaps? Haben Sie Farben?“ An drei Ausstellungswänden hängen seine Bilder mit ihrer naiv-grotesken Wildwest-Welt.

Adolf Przbill, Hamburgs zweiter lebender Laie-maler, ist Konditormeister und Inhaber zweier großer Cafés. 1928 hat er eine „innere Erleuchtung“. In der Nacht überkommt es ihn: er muß malen! Die

Visznen seiner üppigen Phantasie setzt er in 200 Bilder um.

Dann gibt es eine jahrelange Pause, in der er sich wieder den Torten widmet. Seit Kriegsende aber steht Przbill wieder im Büro seines Cafés vor der Staffelei. Unaufhörlich entstehen neue Bilder. Das Geschäft führt der Sohn. Nächtliche Blumen, phantastische Korallen, eine Mondbarke, eine brennende Straße lassen ahnen, welche Träume der vom Farbrausch gepackte Konditor hat.

Kurt Gröper, der Matrose, ist u. a. mit einem „Schneesturm in Boston“ vertreten. Man wollte Gröper, den „Ungebändigten“ für eine Klasse in der Landeskunstschule einfangen und ihn das Handwerk lehren. Gröper reißt immer wieder aus und spukt, mit sehnsuchtsvollen Blicken zu den fremden Schiffen, im Hafen herum. Er will sich nicht „schulen“ lassen.

Die meisten Laienmaler haben etwas gegen die gelernte Kunst. Es drängt sie am Feierabend, ihrer Phantasie Form zu geben. Dabei kommt manches Schöne heraus. Aber vor der Natur versagen sie. „Darum fehlt ihren Bildern auch meist die läuternde Kraft des echten Kunstwerks“, meint Dr. Pée.

Bei den Franzosen merkt man deutlich, daß ihnen die Malerei im Blut liegt. Die berühmteste französische Laienmalerin ist die Aufwartefrau Séraphine.*) In dem kleinen Provinznest Senlis hat sie vor dem ersten Weltkrieg ihre leuchtenden Blumen gemalt. Die größten Maler haben bewundernd davorgestanden.

In einem rührenden Steinbalkenstil hat der französische Postbote Louis Vivin von der Seufzerbrücke bis zu den Tuilleries alles gemalt, was monumentale

*) Séraphine wurde entdeckt von Wilhelm Uhde, dem großen deutschen Kunstkenner und Schriftsteller, der vor etwa sechs Monaten im Alter von 70 Jahren in Paris starb, wo er 45 Jahre gelebt hatte. Uhde, den Hitlerdeutschland ausbürgerte und während der Besetzung Frankreichs durch die Gestapo verfolgt ließ, war auch ein Freund eines anderen großen französischen „Sonntagsmalers“, des in der Hamburger Ausstellung nicht vertretenen Zöllners Rousseau. Er veranstaltete als erster eine Ausstellung dieses anfangs verlachten Malers, von dem heute Bilder im Louvre hängen.